Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 18 (1938-1939)
Heft: 7

Buchbesprechung: Bücher Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

als die Dachorganisation sämtlicher kultureller Organisationen der Welt dringend aufgefordert, diesem Problem seine volle Aufmerksamkeit zu schenken, nachdem sowohl der Weltrundfunkverein als die verschiedenen nationalen Sendegesellschaften, teils weil sie durch technische Dinge absorbiert sind, teils weil ihnen der kulturelle Weitblick fehlt, deutlich genug bewiesen haben, daß sie dazu unfähig sind! Es bleibt nun abzuwarten, was aus dem Studium durch die Experten des Instituts werden wird, das für das „année académique prochaine" in Aussicht gestellt worden ist. Aber unterdessen ist es ja nicht gesagt, daß wir in der Schweiz die Dinge notwendigerweise müssen treiben lassen, wie sie eben treiben. Ich bin fest überzeugt, daß es unter den Radiohörern Hunderte von Persönlichkeiten gibt, die sich dieser Gefahren schon lange völlig bewußt sind und freudig bereit wären, an deren Bekämpfung mitzuwirken. Ich rufe sie hiemit zum Werke auf! Mögen alle diese Kräfte sich zusammenschließen, um einen Schweizerischen Bund für Radiokultur zu bilden, der es in Zukunft unternehmen wird, zum ersten der Rundspruchgesellschaft die geistige Unterstützung der Hörer zu geben, auf die sie gerechten Anspruch erheben darf, der zum zweiten zusammen mit der Rundspruchgesellschaft die Höreraktivierung energisch an die Hand nehmen wird, der zum dritten das nur der Kultur verpflichtete Forum bilden soll, das gegenüber den Auswüchsen der Bürokratisierung und Verpolitisierung, wo es nötig ist, die Öffentlichkeit mobil zu machen imstande wäre.

Die Rundspruchgesellschaft selber scheint heute die Notwendigkeit einer solchen Mitarbeit nicht nur gutzuheißen, sondern vielmehr ausdrücklich zu wünschen, sonst hätte sich Programmleiter Job neulich in seinem ausgezeichneten Aufsatze in der Erziehungsrundschau doch wohl nicht so deutlich dafür eingesetzt: „Der Programmleiter muß auch den Mut haben, die mühsame Arbeit der Hörererziehung auf sich zu nehmen. Aber er kann diese Arbeit nicht allein leisten. Er ist auf die Mitarbeit aller der Kreise angewiesen, die ebenfalls auf dem Gebiete der Jugend- und Volkserziehung arbeiten." Paul Lang.

Bücher Rundschau

Palästina.

Giselher Wirsing, der eine der zwei Herausgeber der deutschen Zeitschrift „Tat", hat im letzten Jahr eine Reise in den vorderen Orient unternommen, mit den arabischen Führern und den Vertretern der Jewish Agency in Jerusalem Rücksprache gepflegt und die ganze einschlägige Literatur studiert. So ist ein Buch: **Engländer, Juden, Araber in Palästina** entstanden, das auf die Beachtung aller Interessierten rechnen kann. (Verlag Diederichs, Jena, 1938.)

Die Versprechungen der Engländer.

Bekanntlich gehen die gegenwärtigen Unruhen auf die Unklarheit zurück, die über die Versprechungen der Engländer an Araber und Juden herrscht. Darüber gibt Wirsing erschöpfende Auskunft. Schon 1913 hatte der britische Resident in Kairo, Lord Kitchener, eine erste Aussprache mit einem der Söhne des Scherifen von Mekka, Abdallah, der heute als Emir über Transjordanien herrscht. Zunächst war — mitten im Frieden! — größte Vorsicht für beide Teile geboten. Die Türkei durfte nicht alarmiert werden. Nach dem Ausbruch des Weltkriegs aber arbeiteten die Engländer unverhohlen auf die Entflammung eines allgemeinen arabischen Aufstands hin. Am 24. Oktober 1915 versprach Sir Henry MacMahon, damals Vertreter Großbritanniens in Ägypten, im Einverständnis mit dem Foreign Office, dem Scherif die Anerkennung eines großarabischen Reichs, das im Norden bis zur

Höhe der kleinasiatischen Südküste reichen sollte, also außer Ägypten alle von Arabern bewohnten Gebiete umfaßte. England behielt sich nur Rechte vor auf das Hinterland von Aden und auf Mesopotamien. Ferner wurde die ganze Küstenlandschaft nordwestlich von Damaskus (sie ist zum großen Teil von den christlichen Maroniten bewohnt) ausgenommen. Danach scheint es völlig klar, daß Palästina den Arabern unzweideutig versprochen war. Nun aber hat der gleiche Sir Henry MacMahon am 23. Juli 1937 in einem Brief an die „Times" festgestellt, daß er mit seinem Versprechen „nicht beabsichtigt habe, Palästina in das Gebiet einzubeziehen, innerhalb dessen die arabische Unabhängigkeit zugesagt wurde". Er fährt fort: „Ich hatte allen guten Grund, seinerzeit anzunehmen, daß die Tatsache, daß Palästina in mein Versprechen nicht einbezogen war, von König Hussein (dem damaligen Scherifen von Mekka) verstanden worden war". Selbst wenn man diese Erklärung gelten läßt, muß die damalige englische Orientpolitik grober Fahrlässigkeit beschuldigt werden, da sie unterließ, den Palästinavorbehalt schriftlich festzulegen; denn auf Grund dieses Vorbehalts gab Balfour am 2. Nov. 1917 seine Erklärung an Lord Rothschild ab, England betrachte „mit Wohlwollen die Schaffung einer nationalen Heimstätte in Palästina für das jüdische Volk und werde die größten Anstrengungen machen, um die Erreichung dieses Zieles zu erleichtern". Im übrigen ist bekanntlich infolge des Vordringens von Ibn Saud, der Ölinteressen und der Ansprüche Frankreichs aus dem geplanten Großarabien unter Führung des Mekkaer Fürstengeschlechts nichts geworden. Alle maßgebenden Araber arbeiten aber auf dieses Ziel hin.

Auf diesem Boden unklarer Versprechen und widerstreitenden Interessen ist ein Kampf entbrannt, dessen Ende nicht abgesehen werden kann.

Die Juden

sind zusammengefaßt in der Jewish Agency unter Führung von Chaim Weizmann. Er ist 1874 in Polen geboren und wollte zunächst Deutscher werden. In Berlin und Freiburg studierte er Chemie, kam nach Genf als Privatdozent und zehn Jahre vor dem Kriege als Professor nach Manchester. Dort wurde er mit Balfour und Sir Herbert Samuel, dem spätern Hohen Kommissar Palästinas, bekannt. Die Jewish Agency vertritt sowohl das palästinensische, wie das Weltjudentum gegenüber der großbritannischen Regierung. Ihr haben die Araber keine gleichmächtige Behörde gegenüberzustellen. Einen zentralen Rat, der im Namen des Gesamtarabertums verhandeln könnte, gibt es nicht. Die beiden Gegner kämpfen also mit ungleichen Waffen.

Die Einwanderung der Juden verteilt sich recht ungleich auf die verschiedenen Jahre. Sie betrug 1920 bloß 5514 und stieg an bis 1925 (33 801), um dann 1928 auf 2178 herunterzufallen und 1935 mit 61 854 die höchste bisher überhaupt erreichte Zahl zu erklettern. 1937 standen 10 536 Einwanderern 3632 Auswanderer entgegen. Die Gesamtzahl aller Juden in Palästina wird für die Jahreswende 1937/38 auf rund 400 000 geschätzt.

Die alte zionistische Organisation, wie auch das Judentum in Palästina teilen sich politisch in Parteien. Die wichtigste, Mizrachi genannt, die „allgemeine orthodoxe zionistische Partei", umfaßt hauptsächlich das ostjüdische Mittel- und Kleinbürgertum. In Palästina wird ihr Anteil auf 40 % geschätzt. Chaim Weizmann gehört zu ihr. Die zweite, und seit 1933 stärkste Gruppe ist die Arbeiterpartei. Sie heißt Poalim und steht in engster Verbindung mit der jüdischen Gewerkschaftsorganisation, der Histadruth. Zu dieser zählen sich etwa 80 % aller jüdischen Arbeiter in Palästina. Ihr Führer Ben Gurion spielt eine große Rolle. Die dritte Gruppe bilden die Revisionisten unter Wladimir Jabotinsky. Sie sind 1935 aus der zionistischen Organisation ausgeschieden, da ihnen diese zu wenig radikal vorgeht. Eine schwer erfaßbare Größe ist der Kommunismus. Er forderte während der jüngsten Wirren auf, sich fern zu halten vom Bruderhaß zwischen Juden und Arabern.

Die wirtschaftliche Grundlage der Juden bildet eine gewaltige Kapitalzufuhr. Zwischen 1917 und Mitte 1936 sind durch die Jewish Agency nicht weniger als 350 925 000 Franken ausgewiesen worden, die auf dem Wege von Sammlungen eingeströmt sind. Keren Hayessod, der jüdische Aufbaufond, hat im gleichen Zeitraum 155 Millionen Franken aufgebracht. Der Peelbericht schätzt, daß neben diesen

Summen eine Milliarde und 575 Millionen Franken in palästinensischen Privatunternehmen angelegt worden seien.

Die Politik der Araber

wird bestimmt durch die uralte Fehde der beiden vornehmsten Adelsfamilien Jerusalems, der Husseini und der Naschaschibi. Schon die Türken hatten durch ihre Gouverneure beide Familien gegeneinander auszuspielen verstanden. Im ganzen genommen ist die Schicht der Adligen, der Efendis, in Palästina klein. Nur wenige Namen sind außer den beiden Hauptfamilien zu nennen. Unter ihnen ragen die Khaldi hervor. Aus Nablus stammen zwei Familien, aus Jaffa, einer Händlerstadt, keine. Haifa war zur Zeit der Besetzung durch die Engländer ein Fischerdorf. Die Engländer brauchten nur mit etwa acht Familien zu rechnen.

In den Anfangsjahren besaßen die Husseini in Jerusalem den Vorrang. Sie verwalteten das mächtige religiöse Amt des Mufti. Dieser ist maßgebender Ausleger des Koran und höchste Autorität in Rechtsfragen. Auch der Bürgermeister war ein Husseini. Nach dem Grundsatz: „Teile und herrsche" ersetzten ihn die Engländer sofort durch das Oberhaupt der Naschaschibifamilie. Als 1921 der Mufti starb, wählten die Engländer wiederum einen Husseini, und zwar interessanterweise den Mann, der im Jahre 1920 an der Spitze der arabischen Unruhestifter gestanden war. Er sollte durch das Amt für die Engländer gewonnen werden, setzte aber seine Verschwörertätigkeit munter fort und wurde dank den großen Geldmitteln, die ihm sein Amt verschaffte, zum Hauptgegner der Mandatregierung. Am 1. Oktober 1937 holte England zum großen Schlag gegen die Araber aus. In den frühen Morgenstunden wurden alle Telephonleitungen blockiert, die Grenzen gesperrt, sämtliche führenden Männer der arabischen Bewegung verhaftet und fünf davon auf die Seychellen im indischen Ozean abtransportiert. Nur gerade dem Mufti gelang es, sich zu retten. Er floh in den Tempel. Die Polizei hielt alle Ausgänge besetzt. Am zweiten Freitag nach der Erklärung des Ausnahmezustands mischte er sich unter die Gläubigen, entwich zu Pferd und im Auto an die Küste und wurde von einem bereitgestellten Motorboot aufgenommen. Die Franzosen griffen ihn aber auf und setzten ihn in Beirut gefangen.

Wichtig sind ferner die halb- und ganz unabhängigen Fürsten Arabiens, vorab der Nachbar Palästinas, Emir Abdallah in Transjordanien. Obschon er von englischen Ratgebern umgeben ist, die sich in dem weltverlassenen Wüstennest grauenhaft langweilen und gegenseitig mit ausgesuchter Höflichkeit behandeln, kann man in seiner Hauptstadt Waffen nach Belieben kaufen. Natürlich werden sie massenhaft über die Grenze geschmuggelt. Ohne Hilfe von außen wäre der Aufstand wohl längst zusammengebrochen.

Diese paar Einblicke mögen zeigen, welch wertvolles Hilfsmittel für die Kenntnis des modernen Palästina Wirsing geschaffen hat. Leider nimmt er nicht den Standpunkt des kühl abwägenden Historikers, sondern den des ausgesprochenen Antisemiten ein. Das gilt für die Schilderung des Zionismus, wie für die Darstellung der Zustände im Lande selbst. Ferner läßt er sich in seinen Ausführungen über die große Politik, die dem heutigen Palästina zu Gevatter stand, auf allerhand Möglichkeiten ein, wo dem Leser mit einer schlichten Erzählung dessen, was feststeht, besser gedient wäre. Endlich sei die Frage gestattet, ob er wohl das Gebiet von Beerscheba auch eine Wüste genannt hätte, wenn er es statt während der Dürre in der Regenzeit durchfahren hätte. Diese Schönheitsfehler mindern aber den Wert des Buches für den ruhig abwägenden Leser nicht herab.

Eberhard Zellweger.

Weltpolitik.

Walther Pahl: Wetterzonen der Weltpolitik. Leipzig, Wilhelm Goldmann Verlag, 1937.

„Die Hintergründe und Grundlagen des atemberaubenden politischen Weltgeschehens unserer Tage aufzuzeigen, die Wachstumskräfte der politischen Neuformungen in Raum und Geschichte sichtbar zu machen", setzt sich dieses Buch zur Aufgabe. Es will den Leser in die Schütterzonen der Weltpolitik führen; als solche gelten ihm sowohl Zonen der Erneuerung als der Zersetzung.

Der erste Teil ist der „Flutwende zwischen Atlantischem und Indischem Ozean" gewidmet. Der Vormarsch der durch den Weltkrieg und seine Folgen geschwächten und behinderten europäischen Völker ist im Nahen und Mittleren Ozean zum Stillstand gelangt; die nationale Erneuerung hat die Turkiranier und die Araber ergriffen, und bald werden sie ihrerseits zur Emanzipation der Gebiete schreiten, die noch europäischer Herrschaft oder Beeinflussung unterliegen. „Nach türkischem Vorbild und unter türkischem Einfluß vollzieht sich der Prozeß der Europäisierung des Ostens" (S. 38). Die Türkei bestrebt sich, „einen vorderasiatischen Länderblock zu schaffen, in dem sie die Mitte bildet" (S. 145). Überall im Nahen Osten erscheinen England und Frankreich in die Verteidigung gedrängt. Aber speziell Großbritannien ist „heute weniger denn je bereit, aus dem Nahen Osten zu weichen, über den es seinen großen Empireluftweg nach Indien, Australien und Hongkong führt. Italien kennt das lebenswichtige Interesse, das England an den Nahen Osten bindet" (S. 128). So spitzte sich in den letzten Jahren die Mittelmeerfrage zu. „In der Entwicklung der Luftfahrt, d. h. in der Einbeziehung der Höhendimension in den Kriegs- und Verkehrsraum", liegt für Pahl „eine der entscheidenden Ursachen für das Wiedererwachen des Mittelmeeres" (S. 19). Es ist die Frage, ob er sich nicht zu viel zutraut, wenn er von diesem Gesichtspunkt aus eine starke Verschiebung der Machtverhältnisse im Mittelmeer zugunsten Italiens sieht.

Ganz natürlich knüpft hier der zweite Teil, „Afrika im Schmelztiegel", mit der Betrachtung der Beziehungen zwischen England und Ägypten an, dessen Abhängigkeit vom Nil ein besonderes Kapitel gewidmet ist. Umso mehr beschäftigt den Verfasser die Frage, ob nicht das neue Imperium Romanum bald einmal versuchen werde, „den Sudan in die Zange zu nehmen, um Libyen und Ostafrika zu einem neuen, größeren Block zusammenzuschweißen" (S. 152). Auf eine bei uns zu wenig beachtete Entwicklung weist im Folgenden der Satz hin, Afrika werde zugemutet, in einer Generation den Prozeß der technischen und wirtschaftlichen Umwandlung durchzumachen, der in Europa Jahrhunderte beansprucht habe. In Afrika stoße heute die primitive Wirtschaftsform auf die modernste Wirtschaftsform, ohne daß Übergangsformen die Entwicklung vermitteln (S. 154). Besonders wertvoll sind Pahls Betrachtungen über neue Wege der britischen Kolonialpolitik, welche die Stammeshäuptlinge nicht mehr „als individuelle Eingeborene zur Aufrechterhaltung der Ordnung benutzt, sondern als Institution des Eingeborenenlebens in das koloniale Verwaltungssystem organisch einfügt" (S. 163). „Sie stellt nichts weniger als einen Versuch dar, die Eingeborenen Afrikas und die europäischen Kolonisatoren zu gemeinsamer produktiver Arbeit für die Erschließung des Erdteils zusammenzuführen" (S. 163).

Damit, daß er die gelbe Gefahr für Afrika einzuschätzen versucht, leitet der Verfasser zum dritten Teil, „Entscheidungskampf im Fernen Osten", über. Hier liegt fühlbar der Höhepunkt seiner Darstellung. Er geht aus von der Autarkisierung des russischen Heeres im Fernen Osten sowie vom russischen Eindringen in die Äußere Mongolei und nach Hsinkiang, um die schwere Gefahr des bolschewistischen Imperialismus für Ostasien nachzuweisen, wie er seine Spuren überall anderswo aufzuzeigen suchte. Diese Partien empfehlen sich dringend zur Lektüre für alle jene harmlosen Optimisten, die sich gern und immer wieder von der Ungefährlichkeit des Bolschewismus überzeugen lassen, um ruhig schlummern zu können. Pahl läßt sich allerdings dazu verleiten, die aggressive Expansionspolitik des heutigen Japan allzusehr von hier aus zu beurteilen. Recht hat er, wenn er die Haltung Japans auch aus dem außerordentlich dringlichen Bedürfnis nach weit größerem Wirtschaftsraum erklärt. Mit höchst interessanten Einzelheiten und Belegen weist er infolgedessen nach, wie stark Anspruch und Streben Japans in der Richtung des Malaiischen Archipels gehen. Aber er betont nicht so sehr das dreieckige Verhältnis des Kräftespiels, in welchem Großbritannien gerade durch die japanische Gefahr verhindert wird, seine volle Aufmerksamkeit der Abwehr sowjetimperialistischer Einwirkungen zuzuwenden, wie es dies vor dreißig und mehr Jahren gegenüber dem zaristischen Expansionismus tun konnte. Das Buch verschweigt namentlich, daß die Fesselung Englands in Europa durch die Mächte der Achse Berlin-

Rom, die im Einverständnis mit Japan zu geschehen scheint, sich auf lange Sicht zum ungeheuren Schaden Europas ohne Ausnahme irgendwelcher Staaten auswirken muß.

Hoch schätzt er die Inanspruchnahme der Vereinigten Staaten durch die Spannung im Pazifischen Ozean ein. „Amerika zwischen den Gezeiten" gilt der abschließende Teil seines Buches, der keine neuen, der Hervorhebung rufende Gesichtspunkte enthält.

Pahl will den Blick auf die Welt richten vom Standort „eines Deutschen, der im europäischen Wirbel steht" (S. 6). Gewiß sieht und begreift er sehr vieles nur vom nationalen Standpunkt aus, den er allzusehr mit dem gesamteuropäischen identifiziert. Aber mehr als manche deutsche Autoren des weltpolitischen Sachgebietes sucht er Großbritannien gerecht zu werden. Vor allem zeichnet sich sein Buch durch eine überaus reiche Fülle interessanten und wertvollen neuen Materials aus, dessen Auswahl immerhin der Ergänzung im Sinn der Allseitigkeit bedarf. Die Darstellung liest sich dank ihrem sehr frischen Ton überaus leicht und fesselt von Anfang bis Ende. Die großen Fäden gehen nie verloren. Die knappen, auf den ersten Blick faßlichen Kartenskizzen ergänzen den Text auf das allerbeste, und die Illustrationen sind neuestes, aufschlußreiches Material.

Pahl Buch ist ganz unentbehrlich für jedermann, der sich eingehend und ernsthaft um die weltpolitische Gegenwart interessiert. Otto Weiß.

Egon Heymann: Balkan, Kriege, Bündnisse, Revolutionen. 150 Jahre Politik und Schicksal. Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin, 1938.
Michel Lhéritier: L'Europe Orientale à l'Epoque contemporaine. Paris, Boivin & Co., 1938.
Julius Wolf, Konrad J. Heilig, Hermann M. Görgen: Österreich und die Reichsidee. Wien, Österreichischer Verlag für Kunst und Wissenschaft.

Am 31. Juli dieses Jahres wurde in Saloniki vom Balkanbund, dem Griechenland, Jugoslavien, Rumänien und die Türkei angehören, mit dem letzten größeren Balkanstaat, der diesem Bunde bisher bisher nicht zugehörte, sondern seitens der andern Staaten bewußt abseits gelassen wurde, nämlich mit Bulgarien, ein Nichtangriffspakt abgeschlossen, durch welchen auch diesem Staate die Wehrhoheit wieder gegeben wurde, auf die er im Friedensvertrag von Neuilly verzichten mußte. Damit ist ein Kapitel Balkangeschichte abgeschlossen worden, das reich an Kämpfen, an Blutopfern, von den materiellen Verlusten nicht zu sprechen, war. Dieses Abkommen von Saloniki hätte für das Buch Heymanns den richtigen Abschluß gebildet, denn ein gewichtiger Teil dieses Buches beschäftigt sich mit den beiden Nachbarstaaten Jugoslawien und Bulgarien, deren Völker nahe verwandt, deren gegenseitige Beziehungen aber weit auseinander gegangen sind.

Egon Heymann, der sich heute als Italien-Korrespondent deutscher Zeitungen in Rom befindet, verbrachte in der gleichen Stellung sieben Jahre in Belgrad, und zwar die sieben Jahre, die für die heutige politische Entwicklung auf dem Balkan wohl die wichtigsten waren. Aus seinem Buche ergibt sich, daß er Gelegenheit hatte, den wichtigsten Ereignissen persönlich beizuwohnen. Nicht zuletzt ist auf diesen Umstand die lebendige, nie langweilig werdende Darstellung der so überaus komplexen politischen Verhältnisse auf dem Balkan zurückzuführen. Heymann erklärt im Vorwort zu seiner Arbeit, daß sein Buch aus der praktischen Arbeit entstanden sei, es handle sich nicht um eine Gelehrtenarbeit, ja nicht einmal um eine Bibliotheksarbeit. Das letztere darf wohl ein wenig bezweifelt werden, denn Heymann nimmt in den zahlreichen Anmerkungen zum Text, die, um die Lektüre nicht zu stören, am Schlusse des Buches zusammengefaßt sind, auf eine recht große Literatur Bezug. Auch die zusammengefaßte Literaturangabe ist recht einläßlich. Heymann hat die wichtigsten modernen Werke benutzt. Es wäre vielleicht am Platze gewesen, wenn er bei der Darstellung der geschichtlichen Verhältnisse bis zum Kriegsausbruch etwas eingehender auf die amtlichen Aktensammlungen eingegangen wäre. Es wäre vielleicht auch angebracht gewesen, auf die Publikationen Bezug zu nehmen, die in den Vereinigten Staaten erschienen sind. So bringt z. B. Sidney B. Fay in seinem Werk „Der Ursprung des Weltkrieges", das allerdings einen andern Zweck verfolgt, als das Buch Heymanns, recht ein-

gehende Ausführungen über die Geschichte der Balkanstaaten seit 1878. Aber es handelt sich bei dem Buche Heymanns ja nicht um ein Werk, das die Balkanfrage wissenschaftlich untersuchen will, sondern um das Buch eines Journalisten, und zwar im besten Sinne des Wortes, der selber durch das von ihm Erlebte aus dem Vollen schöpfen kann.

Das Buch ist in zwei ungleich große Teile gegliedert. Im ersten Teil, die ersten 70 Seiten umfassend, schildert Heymann die Geschichte der Balkanstaaten von ca. 1800 bis zum Kriegsende. In diesem Teil ist alles gesagt, was für den Leserkreis, für den das Buch offenbar bestimmt ist, gesagt werden muß. Es wäre aber doch vorteilhaft gewesen, wenn Heymann etwas eingehender auf den Berliner Vertrag von 1878 eingegangen wäre, da es ja dieser Vertrag war, der die politischen Verhältnisse auf dem Balkan regeln sollte, wobei aber gerade diese Regelung die Gefahr neuer Konflikte in sich barg. Auf die bosnisch-herzegowinische Annexionskrise 1908/09 und die damit zusammenfallenden Ereignisse kommt Heymann nur sehr kurz zu sprechen. Wohl nicht mit Unrecht wird in dieser Krise heute eine der Ursachen des Weltkrieges erblickt. Speziell die deutschen Historiker gehen bei der Darstellung der Verhältnisse, die zum Kriegsausbruch führten, nicht ohne Grund von dieser Krise aus. Bezeichnend ist auch, daß die so überaus gründliche österreichische Aktenpublikation ihren Anfang im Oktober 1908 nimmt! Bei der Darstellung des Mordes von Serajewo nimmt Heymann wohl zu Unrecht an, daß die serbische Regierung von den Vorbereitungen des Attentates nichts gewußt habe. Die Beziehungen der „schwarzen Hand" zu den Regierungskreisen waren doch so enge, daß diese vom Mordplane Kenntnis haben mußten. Es wäre sonst auch nicht verständlich, daß seitens der serbischen Gesandtschaft in Wien dem damaligen österreichischen Finanzminister, in dessen Ressort die Verwaltung von Bosnien und der Herzegowina fiel, vom geplanten Attentat — was allerdings heute noch bestritten wird, mir aber als durchaus wahrscheinlich erscheint — Kenntnis gegeben worden wäre. Minister Bilinski hat dann allerdings die Mitteilung nicht weiter geleitet. Dies sind einige Aussetzungen, die zum ersten Teile des Buches, das sonst sehr objektiv gehalten ist, gemacht werden müssen.

Im zweiten, weit umfangreicheren Teile des Buches, kommt Heymann auf die Ereignisse nach den Friedensschlüssen des Jahres 1919 zu sprechen. In diesem zweiten Teile ist grundlegend die Sympathie, die Heymann, nicht mit Unrecht, zum jugoslawischen Staate und dessen derzeitigen politischen Leitern hat. Im übrigen ist auch hier die Darstellung recht objektiv. Sie gipfelt in dem Satze: „Die Nachkriegsgeschichte des Balkans ist die Geschichte der Versuche, aus einer teils verschuldeten, teils erzwungenen Abhängigkeit herauszukommen und auch den Großmächten gegenüber die eigenen Interessen zu wahren". Der ganze zweite Teil des Buches hat lediglich den Zweck, diese These zu beweisen. Es ist dem Verfasser denn auch gelungen, diesen Beweis zu erbringen.

Der Verfasser ist Deutscher. Es kann ihm nicht verübelt werden, wenn er die Selbständigkeit, welche die Balkanstaaten heute in ihrer Politik gegenüber dem Völkerbund und gegenüber den Siegern des Weltkrieges errungen haben, dem Wiedererstehen der deutschen Wehrhaftigkeit und dem Wiedererstarken der deutschn auswärtigen Politik, die beide Folgen des Märzereignisses des Jahres 1933 waren, zuschreibt. Denn es ist ganz sicher, und Heymann weist dies eingehend nach, daß dieses Ereignis die hauptsächlichste Veranlassung der Vorgänge auf dem Balkan war, die zu den politischen Änderungen in den einzelnen Balkanstaaten geführt haben, welche am 31. Juli dieses Jahres den Abschluß des Nichtangriffspaktes mit Bulgarien zur Folge hatten. Dieser Nichtangriffspakt war von der jugoslawischen Regierung schon lange vorgesehen. Aber erst die politischen Veränderungen in Rumänien brachten auch die Regierung dieses Staates, die sich endlich von dem internationalen Ränkeschmied Titulescu freigemacht hatte, und zwar nicht zuletzt durch den persönlichen Einsatz König Carols II., dazu, gemeinsam mit Jugoslawien Bulgarien die Freundeshand zu reichen. Heymann versteht es, die Ereignisse und die Persönlichkeiten, die in der Balkanpolitik der letzten 17 Jahre tätig waren, trefflich zu schildern. Seine Darstellung erhebt sich stellenweise zu direkter dramatischer Gestaltung, so z. B. bei der Schilderung der Ermordung König Alexanders von Jugoslawien und bei den Verhandlungen zwischen Jugoslawien und Bulgarien, die ein besseres Verhältnis dieser beiden Nachbarvölker zum Ziele hatten.

Eingehend werden auch die wechselnden Machtverhältnisse in der Adria und im Mittelmeer geschildert, wobei Heymann der italienischen und der türkischen Diplomatie alle Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Die Friedensverträge von 1919 haben den Balkanvölkern den reinen Parlamentarismus gebracht, soweit sie nicht schon früher mit ihm gesegnet waren. Heymann versteht es, die Parteien und ihre Führer so zu schildern, daß auch der Leser, der sich bislang mit Balkanfragen nicht beschäftigt hat, ein gutes Bild dieser Persönlichkeiten bekommt. Daß die regierenden Monarchen auch im Bild dem Leser vorgestellt werden — übrigens auch die führenden Minister —, ist zu begrüßen. Denn gerade die Monarchen der Balkanstaaten sind es, welche die politischen Veränderungen persönlich angestrebt und durch den Einsatz ihrer Persönlichkeit erzielt haben. Sie haben dadurch, daß sie die Zügel der Regierung persönlich ergriffen haben, oder doch diejenigen Politiker zur Führung der Geschäfte berufen haben, die außenpolitisch nicht unter dem Einflusse der westeuropäischen Mächtegruppe standen, die Ereignisse in Fluß gebracht. Heymann versteht es denn auch, dem Leser die Persönlichkeiten dieser Monarchen und ihrer Minister nahe zu bringen. Die politische Entwicklung auf dem Balkan geht auf eine Loslösung von dem bisher vorherrschenden Einfluß der Westmächte hin. Heymann schildert an Hand der jeweiligen Pressecommuniqués, die nach den Ministerkonferenzen der kleinen Entente und des Balkanbundes herausgegeben wurden, wie die kleine Entente, die von Frankreich zum eigenen Schutz als Bollwerk gegen das Deutsche Reich ins Leben gerufen worden war, von Jahr zu Jahr an Bedeutung verloren hat, wie andrerseits Italien und das Deutsche Reich durch eine geschickt geführte Diplomatie — Heymann verweist insbesondere auf die Tätigkeit Cianos und Neuraths — immer mehr an Einfluß gewannen, nicht zuletzt durch die zwischen den beiden Staaten der Achse Rom-Berlin und den Balkanstaaten bestehenden wirtschaftlichen Beziehungen. Er schildert denn auch, aus welchen Gründen Frankreichs Stellung auf dem Balkan erschüttert worden ist, und kommt zu dem Resultate, daß hiefür bedingend waren: 1. daß der Glaube an die Überlegenheit der französischen Militärmacht erschüttert worden ist; 2. daß die Balkanstaaten mit dem Parlamentarismus nach französischem Muster üble Erfahrungen gemacht haben, und daß 3. die „goldenen Bindungen", die durch die von Frankreich den Balkanstaaten gewährten Anleihen, die restlos zu Rüstungszwecken verwendet wurden, drückend auf den Staaten lasteten. Er meint, daß der sehr viel natürlichere, weil tatsächlich produktive Weg des Außenhandels zum entscheidenden Faktor der inneren Kaufkraftentwicklung geworden sei. Man habe im Südosten schnell erfaßt, daß Deutschland nicht nur in Worten sich für eine Kaufkraftsteigerung der Agrarstaaten eingesetzt, sondern daß es auch durch Taten hierzu beigetragen habe. Selbstverständlich versucht Heymann auch diese These zu beweisen. Mir scheint, dieser Beweis sei ihm gelungen. Er schreibt dem derzeitigen jugoslawischen Ministerpräsidenten Stojadinowitsch einen großen Teil am Enderfolg zu, sicher nicht zu Unrecht. Aber die Verhältnisse auf dem Balkan sind auch heute immer noch fließende. Frankreich gibt die Position, die es einmal innegehabt hat, nicht so leicht auf. Es drohen daher den Balkanstaaten noch schwere Kämpfe, die sich heute z. B. in Jugoslawien durch das gewaltige Erstarken der Opposition deutlich abzeichnen, durch welche die Stellung Stojadinowitschs als eine gefährdete erscheint. Aber mit Heymann darf man davon ausgehen, daß das, was in einem verständnisvollen Zusammenarbeiten der Balkanstaaten erreicht worden ist, nicht mehr aus der Welt zu schaffen sei, und daß die selbständige Entwicklung der Balkanstaaten vorwärts gehen werde. Instruktiv sind die beigehefteten geopolitischen und sonstigen Übersichtskarten

Jedem, der sich für die Verhältnisse auf dem Balkan, die auch für uns Schweizer von weittragender politischer und wirtschaftlicher Bedeutung sind, interessiert, sei die Lektüre des Buches von Heymann, dem eine gute Zeitübersichtstafel beigegeben ist, warm empfohlen.

* * *

Von einem ganz andern Standpunkte als Heymann geht Lhéritier aus. Lhéritier ist Universitätsprofessor, sein Buch ist eine Sammlung von Vorlesungen, die er an der Universität von Dijon gehalten hat. Der Verfasser genießt in der historischen Literatur einen guten Ruf als Kenner der Verhältnisse in Ost-

europa. Er hat im Jahre 1920 zusammen mit E. Driault eine diplomatische Geschichte Griechenlands seit 1821, also seit der Abtrennung Griechenlands vom Türkischen Reiche, veröffentlicht, die heute noch eines der besten Werke über die neuere Geschichte Griechenlands ist. Seine Vorlesungen basieren auf verschiedenen Reisen, die Lhéritier in ganz Osteuropa gemacht hat, er hat Kenntnis von Land und Leuten, wobei allerdings zu sagen ist, daß er, ganz natürlich, alles vom rein französischen Standpunkt aus ansieht. Daß er im Endeffekt eigentlich zum gleichen Resultate wie Heymann kommt, spricht dafür, daß beide Verfasser richtig urteilen. Lhéritier hat auch den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich in einem Schlußkapitel in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, währenddem Heymann auf dieses Ereignis lediglich in Anmerkungen zu sprechen kommt. Aber auch Heymann hat den Anschluß, wie sich dies aus verschiedenen Andeutungen ergibt, mit Sicherheit vorausgeahnt. Lhéritier behandelt nun nicht nur die Balkanstaaten, sondern auch die andern Staaten Osteuropas, die Tschechoslowakei, Ungarn, Polen und die baltischen Staaten. Auch er behandelt, aber summarischer als Heymann, die Geschichte der Balkanstaaten in einem ersten Teil seines Buches. Aber auch er stellt nicht auf die offiziellen Aktenpublikationen ab, sondern in der Hauptsache nur auf die in Frankreich erschienene Literatur und sodann auf seine persönlichen Kenntnisse. Seine Ausführungen gehen daher wenig in die Tiefe, sie bilden nur eine kurze Zusammenfassung der Ereignisse, wie sie sich vom französischen Standpunkt aus darstellen.

Eingehender behandelt er die Absichten der Zentralmächte während des Weltkrieges, die nach seiner Auffassung, die nicht abwegig ist, auf die Gründung eines Mitteleuropas im Sinne Friedrich Naumanns ging. Er weist dies an Hand der Ereignisse bei der Besetzung Polens und der baltischen Staaten durch die Truppen der Zentralmächte nach, macht aber dann sofort darauf aufmerksam, daß der Gedanke an ein Mitteleuropa eigentlich durch den Frieden von Bukarest vom 7. Mai 1918 erledigt worden sei, denn durch diesen Frieden ist nach seiner Ansicht der Drang des Deutschen Reiches nach Osten in aller Deutlichkeit dargelegt worden.

Im V. Kapitel tritt er auf die baltischen Staaten und Polen ein, wie sie nach den Friedensschlüssen von 1919 sich entwickelt haben. Er vergißt nie, und das ist das Wertvolle in seinem Buche, auf die nationalen Minderheiten in allen diesen Staaten aufmerksam zu machen, sieht aber das Heil aller Völker im Völkerbund. Die Darstellung der Wirren, die von 1919 bis zum Frieden von Riga vom 18. März 1921 zwischen Sowjetrußland und Polen den Nordosten Europas verwüsteten, ist kurz, aber recht übersichtlich. Er stellt zusammenfassend fest, daß die Organisation der osteuropäischen Staaten nicht im Geiste des Versailler Vertrages erfolgt sei, sondern daß sich diese Staaten auf Grund der Vorteile, die sie durch ihre eigenen Mittel erworben haben, aufgebaut haben. Diese Ansicht dürfte durchaus richtig sein. Interessanterweise läßt Lhéritier durchblicken, daß nicht zuletzt die Tatsache, daß Polen im Jahre 1933 nicht beim Abschluß des von Mussolini vorgeschlagenen Viermächtepaktes mitbegrüßt worden sei, der Grund zum Abschluß des Nichtangriffspaktes dieses Staates mit dem Deutschen Reich gewesen sei. Die Bedeutung dieses Vertrages darf nicht unterschätzt werden, denn auf der einen Seite bildet er für das Deutsche Reich einen Schutz gegen die Sowjet-Union, auf der andern Seite wurde durch diesen Pakt der erste Keil in das starre Gefüge der von Frankreich nach 1919 abgeschlossenen Verträge und Ententen getrieben.

Bei der Betrachtung der Verhältnisse in Südosteuropa geht Lhéritier vom Donauraum aus und zieht daher auch die Tschechoslowakei in den Kreis seiner Betrachtungen. Auf pag. 129 bringt er eine statistische Zusammenstellung der Nationalitätenverhältnisse in den einzelnen Oststaaten, die auf den Angaben der einzelnen Staaten aufgebaut ist, und daher wohl in einzelnen Teilen größere oder kleinere Korrekturen vertragen könnte. So wird der Anteil der Deutschen an der Bevölkerung der Tschechoslowakei mit 23 % angegeben. Man weiß heute, daß diese Angabe nicht ganz richtig ist, sie entspricht wohl den offiziellen Zählresultaten der letzten Volkszählung, die aber nach der Art ihrer Durchführung nicht ganz zuverlässig ist. So wird es sich auch mit andern Prozentsätzen verhalten. Bei der Behandlung der Minderheitenfrage stellt er speziell auf die Verhältnisse in der Tschechoslowakei ab. Er verweist auf den Inhalt des Minderheitenstatuts, das wohl formell seitens dieses Staates eingehalten worden sei, das aber einer ihrer

Abstammung bewußten Minderheit nie volle Genüge wird leisten können. Diese Erklärung seitens eines Franzosen darf heute speziell vermerkt werden. Bei der Behandlung dieser Fragen verweist er auch auf die Schweiz. Er schreibt: „Bis zu diesem Tage hat es die Schweiz verstanden, sich von diesem Kampfe fernzuhalten, da sie eine Minderheitenfrage nicht kennt. Wird wohl das Beispiel dieses Staates, einzig in seiner Ganzheit, und doch in seinen Teilen verschieden, zum Beispiel anderer Staaten werden?"

Bei der Behandlung der wirtschaftlichen Seite, die auch von Lhéritier nicht unterschätzt wird, verweist er, wie Heymann, auf die Anstrengungen des Deutschen Reiches, von den Oststaaten wirtschaftliche Vorteile zu erlangen. Er führt die für das Vorgehen des Deutschen Reiches grundlegenden Ausführungen Schachts vom 14. Juni 1936 in Athen an und knüpft daran die Schlußfolgerung, daß es wohl schwer sei, den Bestrebungen Deutschlands zu widerstreben. Es gehe aus ihnen hervor, daß nicht der Gläubiger, sondern der Schuldner der Herr der Lage sei. „C'est le plus pauvre qui fait la loi, quand il est un grand travailleur." Damit sagt er wohl alles, was von seinem Standpunkt aus zu sagen ist! Er hofft, daß sich Osteuropa in seiner ganzen Ausdehnung auch wirtschaftlich selbständig entwickle, aber in gemeinsamer politischer und wirtschaftlicher Tätigkeit. Auf diese Weise würde in Europa ein neues, wichtiges Kraftzentrum entstehen.

Im Schlußkapitel kommt Lhéritier auf den Anschluß zu sprechen. Er schreibt, daß er gewünscht hätte, seine Studie in einer sanften Traumvision des Friedens und der Brüderlichkeit beschließen zu können, aber der Anschluß lasse ihn nicht zu diesem Traum kommen, denn die Frage von Osteuropa sei nun neu aufgerollt worden. Er gibt zu, daß der Gedanke des Anschlusses in Österreich nie verschwunden sei, er hat dies selbst festgestellt anläßlich seiner Reisen in diesem Staat. Er schildert die Ereignisse, die zum Anschluß geführt haben im Großen und Ganzen durchaus objektiv, stellt dann aber fest, daß der Anschluß eine flagrante Verletzung der Friedensverträge sei, aber man könne sagen, daß er dem Geiste dieser Verträge in dem Sinne entspreche, daß er ein Beispiel für das Recht der Selbstbestimmung der Völker sei. Er vermutet, daß sich durch den Anschluß der Druck des Deutschen Reiches auf die Oststaaten verstärken werde, da keiner dieser Staaten das Risiko eines Wirtschaftskonfliktes mit Deutschland auf sich nehmen könne. Große Bedenken hat er mit Bezug auf die Zukunft der Tschechoslowakei. Er macht darauf aufmerksam, wie dieser Staat in seiner Zusammensetzung dem alten österreichisch-ungarischen Staate gleiche. Mit allen ihren Minderheiten stelle die Tschechoslowakei eine Synthese Osteuropas dar, ja sogar eine Synthese von ganz Europa! Er erklärt, daß die Zukunft dieses Staates ungewiß sei, sie hänge von der internationalen Lage ab, aber auch von dem Umstande, wie weit die Solidarität der osteuropäischen Staaten gehe.

Das Buch Lhéritiers liest sich nicht so leicht, wie dasjenige Heymanns, es ist recht nüchtern geschrieben, eben so, wie akademische Vorlesungen heute noch zu einem guten Teil in Frankreich gehalten werden. Wohltuend berührt das Bestreben nach Objektivität. Auch dieses Buch ist ein wertvoller Beitrag zum Studium der osteuropäischen Fragen.

* * *

Nur kurz sei hier noch das letzte Buch angezeigt, „Österreich und die Reichsidee". Es handelt sich bei diesem Buch um einen Vortragszyklus, der in der historischen Reihe der Vorträge der österreichischen Akademie im Jahre 1936 stattfand. Dem Buche kommt lediglich noch dokumentarische Bedeutung zu. Die Vorträge wurden von Dozenten an österreichischen Universitäten gehalten, die alle der legitimistischen Richtung angehörten. Das Buch entwickelt in drei ungleich großen Teilen die Entwicklung des Habsburgischen Reichsgedankens mit der Hoffnung, daß sich dieser Gedanken in der Welt erneut durchsetzen werde, von der Ansicht ausgehend, daß Österreich Symbol und Beweis der Geschichte dafür sei, daß die glatte Ratio des extremen Nationalismus niemals zu einer Befriedigung der Welt führen könne.

Diese Gedanken haben seit dem Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich keine Bedeutung mehr. Wir leben heute im Zeitalter des reinen Nationalismus, der nicht zuletzt durch die Friedensverträge des Jahres 1919 heraufbeschworen worden ist. Die „Friedensmacher" jenes Jahres tragen die Verantwortung für das heutige Geschehen, das nur eine Folge jener Verträge ist. W. Egloff.

Churchill schreibt.

Winston S. Churchill: Große Zeitgenossen. Ins Deutsche übersetzt von Fritz Heymann. Amsterdam, Verlag Allert de Lange, 1938.

Der englische Staatsmann, selbst ein aktiver Mitgestalter seit drei Jahrzehnten und mehr, hat sich gelegentlich hingesetzt, um das Porträt eines hervorragenden Zeitgenossen zu zeichnen. So sind in Abständen, während acht Jahren, diese Skizzen entstanden, die keine vollständige Sammlung darstellen. Biographien sollen sie nicht sein; nur wenige, aber just für ein Bild entscheidende Lebensnotizen finden sich eingestreut. Der Zeichner liebt es, seine Gestalten aus dem Hintergrund, die Persönlichkeiten aus ihren Lebensverhältnissen zu erklären. So entstehen Bilder aus einem Guß; Taten, Begleitumstände, Einzelbegebenheiten, Aussprüche, Aufbau und Formulierung, alles wirkt zusammen als festgeschlossene Komposition. Der Verfasser spricht aus reicher politischer Lebenserfahrung, und mit vereinzelten Ausnahmen kennt oder kannte er sie alle, die seine Feder festhält. Er zeichnet mit großen, starken, eigenwilligen Strichen, was ihm als wesentlich aufgefallen ist. So wandeln seine Gestalten vorüber, bald von hellem Sonnenschein übergossen, bald in Schatten getaucht. Einzelnes mag verzeichnet sein, ohne das Gesamtbild stark zu verzerren. Aber schier unfehlbar ist die Sicherheit der knappen Zusammenfassung durch treffenden Ausdruck. Anhand solcher Beispiele soll im Folgenden eine flüchtige Wanderung durch das Buch geschehen; denn eine wirkliche Inhaltsangabe schließt die Fülle der Gedanken und Aperçus einfach aus.

Da erscheint neben den Tories Balfour, Curzon und Birkenhead der Vater des heutigen Premierministers, Joseph Chamberlain. Um die Jahrhundertwende „führte Arthur Balfour auf der Regierungsbank klug, vorsichtig, glatt, verständnisvoll, furchtlos und mit leichter Hand das Unterhaus. Aber ‚Joe' war der Mann, der das Wetter machte. Er war der Mann, der die Massen kannte. Er war es, der die Lösung sozialer Probleme fand. Der bereit war, wenn es sein mußte, mit dem Degen in der Hand gegen Englands Feinde vorzustoßen" (S. 73). Die Liberalen sind durch Rosebery, Morley und Asquith vertreten. „Asquith war ein Mann, der bei jeder Frage des Lebens und der Politik in einem ganz ungewöhnlichen Grad wußte, wo er stand ... Wenn es die Not erforderte, tat er seinen Verstand auf, um ihn glatt und exakt gleich dem Verschlußstück einer Kanone wieder zu schließen" (S. 151). Bezeichnend für die faire Art des englischen Gentleman-Politikers ist das Bild, das Churchill von dem ihm politisch fernstehenden Snowden entwirft, dem sozialistischen Schatzkanzler mit dem eisernen Sparwillen und der starken Nationalgesinnung. „Er war ein Mann, der fähig war, die gesellschaftliche Struktur zu verteidigen, während er gleichzeitig die Interessen der Massen verfocht" (S. 353). In den Anfangskapiteln stoßen wir auf Feldmarschall French, den britischen Höchstkommandierenden in Frankreich während der ersten Weltkriegsjahre, in den späteren auf seinen Nachfolger Haig. „Er war selten fähig, sich in große Höhen emporzuschwingen, allzeit war er unfähig, unter sein eigenes Niveau zu sinken" (S. 268). Marschall Foch, dem Vertreter des aristokratischen Frankreich, wird Clemenceau als der Exponent des jakobinischen gegenübergestellt. Zum letzten Mal sah der englische Staatsmann den Tiger nach seinem Rückzug ins Privatleben. „Der Grimm, der Stolz, die Armut nach dem hohen Amt, die Größe, nun er der Macht entkleidet ist, die eiserne Stirn, die er dieser Welt und der nächsten gezeigt hat — alles das hat klassisches Format" (S. 375). Für G. B. S. (Shaw) empfindet der Zeichner Achtung, aber nicht Sympathie, für den unglücklichen russischen Revolutionär Sawinkow Mitleid, aber keinen großen Respekt, und für Leo Trotzki, alias Bronstein, den widerwärtigsten aller Zeitgenossen, findet er nicht genug Worte des Abscheus. Hindenburg bleibt ihm unbegreiflich, Hitler fraglich, doch dessen „Leistung, das Blättchen so vollständig gegen die selbstgefälligen, kraftlosen, verblendeten Sieger gewandt zu haben, verdient als ein Wunder in der Weltgeschichte vermerkt zu werden" S. 313). Voll Achtung spricht Churchill über den früheren König Alfonso XIII. von Spanien. Den einen Höhepunkt erreicht sein Buch mit der tiefgefühlten, von Schmerz bewegten Würdigung der legendären Gestalt Lawrence of Arabia. „Er war in der Tat ein Mensch, der auf Bergeshöhen weilte, wo die Luft kühl, frisch und dünn ist, und wo an klaren Tagen der Blick über alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit schweift" (S. 184). Den andern Höhepunkt erleben wir

am letzten Porträt. „In einer Welt des Niederganges und des Chaos führte König Gorg V. das hohe Amt, das ihm beschieden war, zu einer herrlichen Wiedergeburt." „Niemals hat er die britische Demokratie gefürchtet, niemals brauchte er sie zu fürchten. Er versöhnte die neuen Kräfte, Labour und Sozialismus, mit der Verfassung und der Monarchie . . ." (S. 392).

Jedem Abschnitt ist ein ausgezeichnetes photographisches Bild eingefügt. Die Porträts aber, die Churchill geschaffen hat, sind Leben. Otto Weiß.

Literatur.

Otto Funke: Die Schweiz und die englische Literatur. Verlag Francke, Bern, 1937.
Otto Funke: Switzerland and English literature, Part I: texts from the time of Queen Elizabeth to the end of the 17th century. Part II: texts from J. Addison to Lord Byron. Verlag Francke, Bern, 1938, No. 1 und 7 Sammlung englischer Texte für den Schulgebrauch

Es ist immer interessant, den Widerhall seines eigenen Volkstums aus dem Schrifttum einer andern Nation herauszuhören. Recht reizvoll gestaltet sich die Aufgabe dieses Echo einzufangen, wenn es uns aus einem Volke entgegentönt, das dem unsrigen menschlich so nahe steht wie das englische. Nicht von ungefähr hat Bernard Shaw aus seinem Helden in „Arms and the Man" einen Schweizer gemacht, dessen Sinn für die Wirklichkeit jedem falschen Heroentum und jeder Sentimentalität abhold ist.

Der Berner Ordinarius für Anglistik ist diesen Stimmen über die Schweiz, wie sie seit vier Jahrhunderten in die Literatur des Inselreiches eingeflossen sind, in der anfangs erwähnten kleinen Schrift nachgegangen. Auf knapp 57 Seiten entwirft er ein Bild der geistigen Beziehungen der beiden Länder seit dem 16. Jahrhundert, insoweit sich diese im mächtigen Wald der englischen Literatur widerspiegeln. Diese Beziehungen setzen ein mit dem ethisch orientierten Humanismus eines Erasmus, der die Brücke bildet zwischen seinen englischen Freunden Colet, Lily, Thomas More und dem humanistischen Basel. Es ist die Zeit der ärgsten Auswüchse des Reisläuferunwesens, gegen das Zwingli wetterte und das schuld daran ist, daß die Schweizer in Mores Utopia so schlecht wegkommen. Trotzdem wurde die zweite Auflage der Utopia 1518 bei Frobenius in Basel gedruckt; ebenda kam ein halbes Jahrhundert später die erste Gesamtausgabe von Mores Werken heraus (1563). Die führende lateinische Grammatik der englischen Humanisten, die John Colet und Lily zu ihren Mitarbeitern zählte, erschien ebenfalls in Basel (1515 und 1517).

Mit der Reformation tritt zunächst Zürich in den Vordergrund des englischen Interesses, später kommt auch Genf hinzu. Wie das offizielle England, so betont auch Zürich das Staatskirchentum. Mit ihrem Zug ins Praktisch-Ethische sind die beiden Bewegungen wesensverwandt. Die katholische Reaktion unter Maria der Blutigen löst einen langen Strom englischer Flüchtlinge nach der Schweiz, vor allem Zürich und Genf, aus. Nach ihrer Rückkehr nach England unter der Herrschaft Elisabeths äußern sich die reichen in der Schweiz angeknüpften persönlichen Beziehungen in einem regen Briefwechsel, der zwei stattliche Bände füllt. Nicht nur fast alle führenden englischen Theologen, sondern auch Adelige wie Leicester und Sidney stehen in Verbindung mit der Schweiz. Vieles spricht auch dafür, daß die erste Gesamtausgabe der englischen Bibel, besorgt von Miles Coverdale, 1535 bei Froschauer in Zürich im Drucke erschien, zu der sich in den 50er Jahren weitere Drucke des neuen Testamentes und der ganzen Bibel gesellen. In kalvinistischen Kreisen Englands am verbreitetsten war die 1557 und 1560 in Genf erschienene Bibelübersetzung von Whittingham, die sogenannte Geneva Bible. Von 1560 bis 1611 erlebte sie sechzig Auflagen. Neben diesen Bibelwerken wird in Basel, Zürich und Genf auch englische Erbauungsliteratur gedruckt. So veröffentlichte Fox sein berühmtes Werk über die Märtyrer der englischen Reformation 1559 in Basel. Ebenso in Basel erscheint das erste englische Schriftstellerlexicon (Bishop Bale, Catalogus scriptorum illustrium Britanniae. Bale unterhielt auch persönliche Beziehungen zum Zürcher Naturforscher Conrad Geßner. Man sieht, die geistigen Bande zwischen der Schweiz und England waren während der Reformation beson-

ders rege. Zum Dank für den von Zürich den englischen Flüchtlingen gewährten Schutz schenkte Königin Elisabeth Bullinger einen goldenen Becher, der heute im Landesmuseum zu sehen ist. — Die Verbindung Shakespeare-Schweiz läßt sich wohl am unzweifelhaftesten mit Ludwig Lavaters De Spectris belegen, das kurz nach seinem Erscheinen schon ins Englische übersetzt wurde. Das Gespräch über Gespenster im Hamlet mag wohl auf Kenntnis dieses Buches beruhen.

Von der englischen Renaissance ab gehört es zur Bildung jedes jungen Gentleman, nach Abschluß seiner Universitätsstudien den Kontinent zu bereisen. So setzen mit dem 17. Jahrhundert die englischen Reiseschilderungen ein, in denen die Schweiz immer wieder zur Sprache kommt. Genannt seien die Berichte von Fynes Moryson, Coryate, Evelyn und Bischof Burnet. Damit breitet sich in England eine philhelvetische Gesinnung aus, die heute noch zum geistigen Bestand des Engländers gehört. Zunächst sind es nicht die Naturschönheiten, die fesseln; bis ins 18. Jahrhundert hinein ist ja das Hochgebirge eine Stätte des Grauens, der zu entkommen man sie nicht rasch genug durchqueren kann, wenn man von Italien einreisend einen Alpenübergang in den Kauf nehmen muß. Was diese gebildeten Engländer vor allem interessiert, ist die politische Organisation des Schweizerbundes, seine Geschichte, seine sozialen Einrichtungen, sein Militärwesen, sein Gelehrtentum. Mit Coryate erscheint die Geschichte Tells zum ersten Mal im englischen Schrifttum. Immer wieder werden Fleiß, Ordentlichkeit und Einfachheit der Bewohner hervorgehoben, aber auch eine übermäßige Freude am Essen und Trinken. Als lateinischer Sekretär Cromwells tritt der große Milton in politische Beziehungen zur Schweiz; künstlerisch scheint sie ihn nicht angeregt zu haben, obschon er Ende der 30er Jahre auf seiner Rückkehr aus Italien in Genf einkehrte.

Das England des 18. Jahrhunderts gewinnt sein Bild über die Schweiz aus der ersten englisch geschriebenen Monographie von Abraham Stanyan, An account of Switzerland, 1714. Stanyan war langjähriger Gesandter in Bern und steht dem Gastlande sympathisch gegenüber. Er beschäftigt sich eindringlich mit dem eidgenössischen Staatsproblem, wobei er sich namentlich auf die Stadtkantone stützt. Er bedauert, daß in diesen das Landvolk von der Regierung ausgeschlossen ist und befürwortet eine breite demokratische Basis. Er mahnt die Schweizer, dem Eindringen französischer Sitten zu wehren und sich ihren eigenen Standard und Charakter zu bewahren. Nicht müde wird er, das Lob selbsterrungener Freiheit, Tapferkeit und Treue zu preisen. Für die Schönheit der Alpen ist sein Blick verschlossen; sie sind für ihn lediglich natürliche Grenzen, Befestigungen, gutes Weideland. Er verteidigt die Schweizer gegen den Vorwurf der „dullness", der ihnen von höfischen Kreisen des Auslandes gemacht wird. Sein Buch wird bald ins Französische übersetzt und erlebt sowohl im Original als in der Übersetzung mehrere Auflagen. Die Freiheitsidee ist es, die das englische 18. Jahrhundert dank diesem Buche an der Schweiz vor allem anzieht.

Mit dem Wiedererwachen des Naturgefühls, das in England durchaus autochthon ist, tritt auch gegenüber der Alpennatur eine empfindsamere Haltung auf. Addison verspürt vor ihr „an agreeable kind of horror". Wenn Dichter wie Thomson, Collins, Goldsmith, Keate, Gray von der wilden ungestümen Welt der Alpen mehr oder weniger ergriffen schreiben, so übertragen sie damit eine schon englische Naturbegeisterung, die sich an der heimatlichen wilden Natur Schottlands zuerst entzündet hatte, auch auf die Schweiz. Diese wirkt hier nicht primär; Rousseaus Nouvelle Héloïse ist für England keine Offenbarung, da sie ja selber Elemente enthält, die aus England stammen. Erst mit der französischen Revolution beginnt Rousseau sich auch in England voller auszuwirken.

Bei den älteren Romantikern Wordsworth und Coleridge steht die Begeisterung für das Freiheitsmotiv und die Trauer um die Eidgenossenschaft, als sie 1798 überrannt wurde, im Vordergrund. Mit der zweiten romantischen Generation wirkt das Naturbild der Alpen als primärer Faktor viel stärker. Allerdings ruft es in Shelley keine dichterische Wandlung hervor, aber er vergeistigt es (Hymn to intellectual beauty, 1816). Byron dagegen scheinen die Alpen während seines Genfer Aufenthaltes Erlösung zu bringen; davon zeugen die hymnischen Töne im III. Gesang von Childe Harold's Pilgrimage. Im Prisoner of Chillon und im Manfred, in den die Bergwelt des Berner Oberlandes so wuchtig hineinleuchtet, versinkt er wieder in seinen düsteren Pessimismus.

Mit dem Anbrechen des viktorianischen Zeitalters verklingt die politische Note, dafür tritt das künstlerische und sportliche Erlebnis der Alpen mehr und mehr hervor. Turner hält es in seinen traumhaften Visionen fest, englische Alpinisten besteigen in immer größerer Zahl ihre Gipfel. Mit Ruskin prägt sich ein neues Alpenbild, das stark ethisch gefärbt ist. Er sieht in ihnen „die großen Kathedralen der Erde". Er liebt auch das Volk, das in ihrem Schatten lebt, und dessen typische Gestalten er in Gotthelfs Werken wiederfindet. Er übersetzt sogar einiges davon ins Englische. Meredith führt den Kulturmenschen in die Alpen, damit er an ihnen sich bewähre und gesunde. Rein äußerlich sieht er sie als Künstler und schildert sie in reichen Farben. — Zahlreich sind die Schriftsteller der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die die Alpen bereisen und für die sie zum Erlebnis werden. In der Reihe von Namen, die Funke aufführt, vermißt man den großen Ironiker Samuel Butler, der jahrelang jeden Sommer seinen Tessinerwinkel aufsuchte und sein Erlebnis in Alps and sanctuaries of Piedmont and the Ticino (1881) mit Geist und Humor gestaltet hat.

Auf beschränktem Raum gibt uns Funke eine Schau, die es verdient, daß sie viele Leser anregen möge. Wenn man für eine Neuauflage einen Wunsch äußern dürfte, so wäre es der, die Namen der angeführten Schriftsteller und anderer entweder voll aufzuführen oder mit dem Familiennamen allein. Denn Schriftbilder wie Sir Ph. Sidney, J. Milton, W. Tell, Dr. S. Johnson, 2c. wirken befremdend.

Die Lektüre dieses Büchleins weckt den Wunsch, die Entwicklung des schweizerischen Einflusses auf die englische Literatur an Hand von Texten verfolgen zu können. Dies ist mit den beiden eingangs genannten Textsammlungen in Erfüllung gegangen. Als Quellenbücher zum vorliegenden Thema können sie gute Dienste leisten. Die Sammlung bricht mit Byron ab; es wäre zu begrüßen, wenn sie auch für die Zeit Viktorias und darüber hinaus fortgesetzt würde. Gerne hätte man auch die Auslassungen Thomas Mores im achten Kapitel der Utopia über die Schweizer Söldner nachgelesen. Dazu hätte sich die 1551 erschienene kernige Übersetzung von Ralph Robinson sehr gut geeignet. Diese negative Note hätte gut an Stelle des ersten und zweiten Reformatorenbriefes treten können, die rein persönlicher Art sind und zum Bilde der Schweiz nicht eigentlich etwas beitragen.

Johannes Buchmann.

Dichter und Politik.

Alice Zimmermann: Die schweizerische Demokratie in den Werken Jeremias Gotthelfs und Gottfried Kellers. Verlag Helbing und Lichtenhahn. Basel 1937.

Diese hübsche Schrift — es handelt sich um eine Basler Dissertation — entbehrt heute nicht der Aktualität. Die Geschichte lehrt uns ja, daß die gleichen Grundgedanken stets wieder in neuen Formen wiederkehren, und so werden wir auch bei Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, deren Schrifttum sich so eng an das Volksleben anlehnt, politische Klänge vernehmen, die uns an Töne der Gegenwart erinnern. Für Gotthelf z. B. war „Zentralisation die Gefahr der Republik; denn sie verunmöglicht die Bildung kleiner Gemeinschaften, die Entwicklung vom Kleinen zum Großen, sie begünstigt die unbürgerliche Gesinnung, nur bezahlte Beamte für das allgemeine Wohl sorgen zu lassen, so daß infolge der Zentralisation jeder vom andern wegstrebt." (S. 38). Oder Gottfried Keller findet im „Martin Salander": „Die Sache des Vaterlandes ist Vorwand der verschiedensten Interessen, die Parteizugehörigkeit ein Mittel des persönlichen Vorwärtskommens und nicht mehr der Ausdruck eines entscheidenden, aufrechten Sinnes: die alte gute Partei selbst ist auseinandergefallen, die verschiedenen Richtungen versammeln sich im Saale ‚zu den vier Winden'." (S. 28). Der Gesamteindruck, den wir von den beiden Dichterpersönlichkeiten erhalten, ist etwa der: Beide sind vollständig auf das Wohl ihres heimatlichen Volkes bedacht, Gotthelf mehr auf das sittliche, Keller mehr auf das politische. Beide sind aber auch unzufrieden mit den Zuständen, Gotthelf mehr aus Grundsatz, Keller mehr aus Enttäuschung. Gotthelfs Grundsatz war der christlich-patriarchalische Aufbau von Volk und Staat, Kellers Enttäuschung war die Entwicklung des Liberalismus und Demokratismus ad absurdum,

Die Verfasserin weist sich über eine umfassende Kenntnis der Dichtwerke und der zugehörigen Literatur aus. Methodisch ist sie, wie man es von einer Philologin nicht anders erwarten wird, den Weg der Induktion gegangen, hat also aus den Schriften das ihr merkwürdig Erscheinende herausgegriffen und so dann das allgemeine Bild zusammengefügt. Es hätte sich aber auch jener andere, dem Juristen und Politiker näher liegende Weg denken lassen: den Spuren der großen politischen Gedanken nachzugehen, und daran die Einstellungen der beiden Dichter zu messen. Vielleicht wäre das Resultat der Arbeit dann klarer geworden. Wir finden nun in der Schrift neben den Stellungnahmen zur demokratischen Staatsform auch — und zwar nicht zum Nachteil — die Stellungnahmen zur Persönlichkeit des Bürgers. Zwei grundverschiedene Welten tun sich da auf: Gotthelf schwebt der „adeliche", der seiner Würde und Verpflichtung vor Gott bewußte, in Boden und Geist verankerte Bürger vor — Keller dagegen tritt für den sich in Freiheit selbstbestimmenden Menschen ein. Da ist es kein Wunder, wenn die Wege Beider auch in den Fragen der Staatsgestaltung auseinandergingen. Der vorliegenden Schrift gebührt das Verdienst, für jeden politisch Interessierten anregendes Vergleichsmaterial herbeigeschafft zu haben. Walter Hildebrandt.

Heinrich Federer.

Heinrich Federer, Leben und Werk. Von Oswald Floeck. Mit 12 Bildtafeln. G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin. 1938.

Über Heinrich Federer unterrichteten uns schon einige Einzeldarstellungen — Oswald Floeck legt uns in einem Buche von vierthalbhundert Seiten eine Gesamtdarstellung vor, die sich durch ihre gewissenhafte und umsichtige Eruierung und Durcharbeitung des gesamten zugänglichen biographischen Materials auszeichnet. Der Verlag hat dem stattlichen Werk außerdem eine Anzahl aufschlußreicher Textillustrationen und Bildtafeln mitgegeben.

Der Autor, der nicht Schweizer ist und zunächst auch nicht für Schweizer schreibt, beweist ein beträchtliches Vermögen, sich in das schweizerische Leben einzufühlen, und es ist sein unbestreitbares Verdienst, daß er der ganzen Fülle der dichterischen und journalistischen Arbeiten Federers ihr Recht werden läßt und einleuchtend auf die Beziehungen zum erlebten Leben hinweist. Ob im einzelnen Falle ein Mehr oder ein Weniger angezeigt gewesen wäre — darüber können die Meinungen auseinandergehen. Wünschenswert wäre es mir erschienen, wenn namentlich die unverwechselbare und immer neu als köstlich empfundene Art der Beseelung der sprachlichen Darstellung im Werke Federers eine besondere Würdigung gefunden hätte. Denn hier liegt viel mehr als im Stofflichen oder im „Blut und Boden des Alemannen, in der katholischen Erziehung und Weltanschauung des Binnenschweizers und in dem geistlichen Stand des Dichters" das zutiefst Originelle der Leistung Federers und sein bedeutender Beitrag zum ewigen Vorrat der deutschen Poesie. Carl Günther.

Van Gogh.

Marguerite Rose und M. J. Mannheim. Vincent van Gogh im Spiegel seiner Handschrift. Verlag S. Karger, Basel 1938.

Dieses Buch wird nicht nur den Graphologen, sondern den vielen Freunden des Malers van Gogh sehr willkommen sein. Sein Wert liegt vor allem in den 50 Tafeln mit sorgfältig reproduzierten Handschriftproben aus den Jahren 1872—1890, aus der Zeit also des eben zum Manne Gereiften bis zum zweiten Vortag seines am 29. Juli 1890 gewaltsam geendeten Lebens. Wer aus dem malerischen Werk und den Briefen des Meisters weiß, was sich in diese 18 Jahre alles zusammendrängt, welche Schwankungen, Kämpfe, Erschütterungen des von inneren Leiden Gequälten und welche bedrängenden Farben-, Landschafts- und Menschenerlebnisse des Künstlers, der wird diese unmittelbaren Zeugnisse seiner Hand und seines Wesens mit größter Anteilnahme zu sich sprechen lassen. Auch dem Nichtgraphologen sind sie ausdrucksvoll, auch ihn wird der Reichtum dieser Handschrift überraschen und noch mehr wohl ihre stete Veränderung in Erstaunen setzen. In der Tat ihre von Brief zu Brief sich verändernde Haltung, die sprunghaften Über-

gänge oft selbst innerhalb des gleichen Briefes, führen recht eigentlich zum Kern dieser rätselhaften Persönlichkeit. Von hier eröffnen sich Einblicke, die sich aus dem Werk nie vermuten, aus den Briefen höchstens ahnen lassen. Die Deutung der einzelnen Merkmale und ihrer Veränderungen geben Marguerite Rose und M. J. Mannheim in ihrem begleitenden Text. Sind auch zu diesen Erklärungen manchmal Vorbehalte zu machen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, so ist doch das Gesamtproblem von den beiden Verfassern bedeutend gefördert worden. Insbesondere klären die Untersuchungen die vielumstrittene Frage auf, wie die geistig-seelische Krankheit van Goghs am besten zu umschreiben sei.

M. Rinck.

Das Elsaß.

Trudy Egender-Wintsch: Kleine Reise ins Elsaß. Verlag Dr. Girsberger, Zürich. 1937.

Dieses artige Büchlein enthält eine Reihe sehr anmutiger Federzeichnungen von einem Ausflug ins Elsaß, der nach Thann und Colmar führte. Die Zeichnungen sind nicht alle von gleicher Dichtigkeit, aber die besten geben gerade in ihrer dünnstrichigen Manier alles in allem starke atmosphärische Wirkungen. Der Text reiht in einem Stil leicht preziöser Kindlichkeit Bildchen an Bildchen, wie sie gerade aus einer Ferien- und Ausflugsgesinnung, die sich von allen übermächtigen und trockenen Alltags-Einordnungen hat lösen können, gern hervorgehen. Wo diese Manier ein bischen nichtig wird, da gibt der Krieg, der gewesene, der in diesen Gefilden z. T. unmittelbar gewütet hat, als Folie Spannung und Bedeutsamkeit. Störend ist stellenweise das Kauderwelschen zwischen deutsch und französisch, welches ja allerdings im Elsaß in der Luft liegt. Man sollte sich dagegen aber wehren, und entweder die eine oder die andere Sprache reden, sonst kommt schließlich ein wahrer Kellnerjargon heraus. Man sollte nicht im deutschen Text von Saint Thiébaut reden, besondern wenn diese Bezeichnung einer Kirche (hier das Theobalds-Münster zu Thann) erst eine sehr späte Taufe bedeutet, auch nicht von Mulhouse, das tut nicht einmal die „Nationalzeitung". Wie immer und überall führt solcher Sprachmischmasch zu Fehlern. Es heißt „Route des crêtes und nicht „grêtes". Ferner heißt es „Strasbourg" und nicht „Straßbourg". Auch schreibt man Thiébaut (oder Thiébaudt) nicht mit d. — Aber durch solche kleinen Stilfehler wollen wir uns die Freude an dem hübschen Ding nicht verderben lassen.

E. Brock.

Minderheiten.

Köver, Gustave: Non, Genève ne protège pas les Minorités Nationales! Genève 1938. Editions du Bureau Central des Minorités.

Der Minderheitenschutz, der nach 1918 infolge der Weisheit der Pariser Friedensverträge in Europa für mindestens 30 Millionen Menschen in Betracht kam, war zweifellos der am ehesten gängige Weg zur Beruhigung der politischen Leidenschaften in der Mitte und im näheren Osten Europas. Ein wesentlicher Teil dieses Minderheitenschutzes, soweit er nämlich bereits durch die Friedensverträge rechtlich geregelt war, wurde dem Völkerbund überbunden. Wie in allen andern wichtigen Aufgaben hat jedoch die Genfer Institution auch in dieser Beziehung völlig versagt, da sie weder den Willen noch die Macht hatte, die ihr auf dem Papier zustehenden Rechte tatsächlich gegenüber den einzelnen Staaten zur Anwendung zu bringen. Es ist ein überaus klägliches Schauspiel, das der Völkerbund in dieser Beziehung geboten hat.

Ein Ungar aus Siebenbürgen, der selber mannigfaltige praktische Erfahrungen mit dem Minderheitenschutz des Völkerbundes gemacht hat, schildert in dem vorliegenden Buche die ganze Haltung Genfs gegenüber den europäischen Minderheiten. Er weist nach, daß die Völkerbundsmaschinerie das sehr einfache Verfahren eingeschlagen hat, die bei ihr anhängig gemachten Beschwerden der Minderheiten in ihrer überwältigenden Mehrheit überhaupt nicht zu behandeln. Von 852 Beschwerden, die von 1929 bis 1936 anhängig gemacht wurden, wurden 381 überhaupt nicht angenommen, 465 erledigt, ohne dem Rate vorgelegt zu werden, und

bloß 6 vom Rate selbst unter den Tisch gewischt. Das bedeutet also nichts anderes, als daß es für jede Minderheit ohne weiteres aussichtslos ist, überhaupt den Völkerbund zu bemühen. Nicht einmal 1 % der Beschwerden wird überhaupt behandelt. Und zu diesem überwältigenden Ergebnis besitzt das Völkerbundssekretariat eine besondere Minderheitenabteilung, die im Jahre 300 000 bis 400 000 Franken kostet. Deren Direktor bezieht für seine angestrengte Tätigkeit im Jahr 45 000 Fr. und weitere 3 Beamte ebenfalls höhere Gehälter als ein schweizerischer Bundesrat. Diese Beamten hat man sich zur richtigen Erledigung der europäischen Angelegenheiten u. a. aus Columbia, Indien und Iran verschrieben. Und für diesen Narrenspuck zahlt die Eidgenossenschaft ihr gutes Geld!

Es ist unter solchen Umständen nicht verwunderlich, daß der anfänglich mit großen Hoffnungen begrüßte und teilweise auch wirksame Minderheitenschutz in Europa im Lauf von zwei Jahrzehnten jegliche Bedeutung verloren hat. Heute spricht niemand mehr im Ernste von ihm. Dafür haben Deutschland, Polen und Ungarn auf ihre Art den Schutz ihrer Minderheiten in der Tschechoslowakei übernommen. Wenn es dabei bei einem Haare zu einem Weltkrieg gekommen ist, so kann das Verdienst daran ebenfalls zu einem wesentlichen Teil auf das Konto des Völkerbundes gebucht werden. Und wir stehen durchaus noch nicht am Ende der neuen Regelung der europäischen Minderheitenfragen!

Hektor Ammann.

Militärisches.

Mackensen, Briefe und Aufzeichnungen des Generalfeldmarschalls aus Krieg und Frieden. Bearbeitet und mit geschichtlichem Begleittext versehen von Wolfgang Foerster. Bibliographisches Institut A.-G. Leipzig. 1938.

Mackensen's Gestalt steht vor uns als eine Sondererscheinung eigenster Prägung. Innerste Ausgeglichenheit und Festigkeit des Charakters sind es vor allem, welche einen so geradlinigen Aufstieg vom Husarenleutnant zum Generalfeldmarschall ermöglichten. Alles ging mit der größten Selbstverständlichkeit vor sich, nicht nur während einer ruhigen Friedenslaufbahn, sondern auch im Kriege und trotzdem der Feldherr vor schwerste Aufgaben gestellt wurde. Mackensen hatte hervorragenden Anteil an der Befreiung Ostpreußens und am Feldzuge gegen Warschau im Herbst 1914, er führte 1915 einen Siegeszug durch Galizien und Polen durch, warf Serbien nieder und drang in Rumänien bis zur Eroberung der Hauptstadt vor. Wer so in den Brennpunkt des Geschehens gestellt ist, dessen Persönlichkeit wird von den Menschen leicht umstritten. Wesentliche Meinungsverschiedenheiten über Mackensen gibt es indessen nicht. Seine innere Ausgeglichenheit erlaubte, alle Kräfte in den Dienst zielbewußten Handelns zu stellen. Tatkraft und Verantwortungsfreudigkeit treten in diesem Leben immer zuvorderst in Erscheinung. Sein einstiger Generalstabschef Generaloberst von Seeckt hat gelegentlich in einem Aufsatze über den Feldmarschall von „Maßhalten im Erfolg und von Ausharren im Unglück" gesprochen und damit gleichsam den Schlüssel für das Verständnis dafür geliefert, weshalb Mackensens Gestalt über Kritik erhaben blieb. Daß der Feldherr, trotz seines erfolgreichen Lebens, nicht von sich aus Lebenserinnerungen veröffentlichte, paßt zu seinem ganzen Wesen, dem, trotz Selbstgefühl, eine ausgesprochene „Bescheidenheit gegenüber der höheren Gewalt" eigen ist. Wertvolle persönliche Aufzeichnungen waren zwar vorhanden, und es wäre bedauerlich gewesen, wenn sie der Öffentlichkeit vorenthalten geblieben wären. Es ist deshalb dankenswert, daß Foerster, der bekannte Biograph des Prinzen Friedrich Karl, das Material gesichtet und herausgegeben hat, versehen mit verbindendem Begleittext. Das Buch bietet des Interessanten sehr viel, sowohl in bezug auf die engere und weitere Geschichte des Weltkrieges, als auch im Hinblick auf die Persönlichkeitsbildung eines großen Soldaten und Menschen.

Gustav Däniker.

Commandant E. Carrias: „L'Armée Allemande. Histoire, Organisation, Tactique". Verlag Berger-Levrault, Paris 1938.

Wer das ausgezeichnete Werk "Histoire de l'Armée Allemande depuis l'Armistice" von Benoist-Méchin (zwei Bände, Verlag Albin Michel, Paris 1937/38) kennt, wird vom vorliegenden Buch etwas enttäuscht sein. Denn es ist doch wohl

eher für diejenigen französischen Kreise geschrieben, die vom deutschen Heer und dessen Geschichte nur wenig Kenntnisse haben.

Die Hälfte des Bandes ist der Organisation und den Wandlungen der alten kaiserlichen Armee bis zum Abschluß des Weltkrieges gewidmet. Die Ausführungen des Verfassers über die Reichswehr und das neue deutsche Heer beschränken sich auf einen kurzen Abriß über Wandlungen seit dem Waffenstillstand und die Schilderung der Grundzüge der heutigen Organisation. Wohl sind einige Einzelheiten über Bewaffnung und Uniformierung beigefügt. Der schweizerische Leser dürfte sie aber aus den Heftchen der Franck'schen Buchhandlung Stuttgart und andern ähnlichen Veröffentlichungen schon kennen. Selbst die taktischen Beispiele, die den dritten Teil des Buches ausmachen, bieten Kennern der Kriegsgeschichte und den Lesern des Militärwochenblattes nichts Neues.

So mag das Werk Carrias in Frankreich seine Berechtigung haben. Sein Inhalt dürfte dem schweizerischen Leser deutscher Zunge nichts Neues bieten.

G. Züblin.

Büsingen und der Verenahof.

(Zwei deutsche Exklaven im Kanton Schaffhausen.)

Die Entwicklung Deutschlands zur neuen Großmacht bringt es mit sich, daß die Grenzgebiete eine auffällig vermehrte literarische Bearbeitung erfahren. Bisher wenig beachtete Orte sollen wieder näher an das Mutterland herangeführt werden. So befassen sich gleich zwei Neuerscheinungen des Büchermarktes mit den beiden einzigen Exklaven des Deutsches Reiches, mit Büsingen und dem Verenahof im Kanton Schaffhausen. Für den Schaffhauser bedeutet der Verlust beider Gebiete immer ein schmerzliches Ereignis. Büsingen insbesondere könnte schaffhauserisch sein, wenn nicht der Zmthurnhandel, jene politisch wie religiös gleich widrige Streitsache, Österreich veranlaßt hätte, dies Dorf und auch den Verenahof beim Verkauf der hohen Gerichtsbarkeit über den Reyat im Jahre 1723 sich vorzubehalten. Verwandt ist das Volkstum, das wir hier treffen, verwandt ist es dem Schaffhauser in seinem Wesen, in seinen Gewohnheiten und Redensarten, verwandt auch blutmäßig, mundartlich und religiös. Trotz wiederholter Gelegenheiten gelang Schaffhausen später die Erwerbung nicht mehr; beide Gebiete kamen 1810 an das Großherzogtum Baden und damit an Deutschland, mit dem sie seither Freud und Leid getragen haben. — Die eine Veröffentlichung, von der hier die Rede ist:

Otto Weiner: Büsingen am Hochrhein, die reichsdeutsche Insel in der Schweiz. Verlag Gemeinde Büsingen, 1938,

geht vom beschaulich-heimatkundlichen Standpunkt aus und richtet sich mehr an die Angehörigen und Freunde der engern Heimat als an die Liebhaber wissenschaftlicher Abhandlungen. Bande der Heimatliebe halten den Verfasser an diesem schönen Fleck Erde fest, dem er namentlich im Schlußkapitel: „Vom Untersee zum Rheinfall", seine Verehrung und Verbundenheit bezeugt. Recht leicht lesen sich auch die Abschnitte über die „Frühzeit" und den „Gang durch die Flur". Eingehender hätten wir jedoch die Darstellung gewünscht, wo er von den Rechtsverhältnissen und den Sippen schreibt. Wie verteilte sich z. B. der Grundbesitz im späten Mittelalter und in der Neuzeit? (Eigengüter, Erblehen). Von wo ziehen die Familien zu und nach welcher Richtung und aus welchen Ursachen verschwinden sie wieder? — Was jedoch an Literatur irgendwie aufzutreiben war, ist vom Verfasser reichlich benützt und vielfach in wörtlichen Zitaten angeführt worden. Die Ausschmückung mit hübschen Federzeichnungen besorgte Ekkehard Weiner.

Die zweite Veröffentlichung, die nebst Büsingen auch noch die Aufmerksamkeit auf den Verenahof bei Büttenhardt hinlenken will:

Dr. Irmfried Siedentop: Büsingen und Verenahof in der Schweiz, eine grenzgeographische Betrachtung der beiden einzigen Exklaven des Großdeutschen Reiches. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. 1938

kommt zum Schluß, Schaffhausen sollte gegen die Überlassung des Verenahofes und eines kleinen Landstriches der Gemarkung Büsingen, der an den Stadtbann

von Schaffhausen grenzt, einen entsprechenden Streifen oberhalb Büsingens an Deutschland abtreten, damit so eine direkte Verbindung zwischen Büsingen und dem Reich hergestellt werden könnte. Leider läßt die Arbeit die wissenschaftliche Genauigkeit vermissen. Nebst den allgemeinen Lexiken und J. Früh's „Geographie der Schweiz" ist dem Verfasser die für seine Zwecke so notwendige Lokalliteratur nur ganz oberflächlich oder überhaupt nicht bekannt. So scheint er keine Kenntnis zu besitzen von den grundlegenden Arbeiten Dr. C. A. Bächtold's über die Erwerbung der Landschaft und Dr. Werner's über die letzten Gebietsveränderungen im Kanton Schaffhausen. Unberücksichtigt blieben auch die großen Aktenbestände des Staatsarchivs Schaffhausen. Über den Verenahof sei „so gut wie gar nichts veröffentlicht worden", schreibt er. „Einzig O. Weiner" — der Verfasser der vorhin erwähnten Arbeit — habe sich „im heimatkundlichen Sinne um Büsingen sehr verdient gemacht". Diese Oberflächlichkeit ist um so mehr zu bedauern, als die Abhandlung im übrigen klar gegliedert und flüssig geschrieben ist. Straff zusammengefaßt ist auch der geschichtliche Rückblick über Büsingen und die Schilderung der wirtschaftlichen und zollpolitischen Verhältnisse, trotz verschiedener Irrtümer. Wo er aber vom Verenahof schreibt, da wimmelt es geradezu von Unrichtigkeiten. Die Hauptquelle, auf die er sich stützt, ist ein Veterinärstudent, unter dessen „Führung an Ort und Stelle" eine Begehung stattfand. Ihm verdankt er, wie er ausführt, diesen „besondern Abschnitt", der eher unterblieben wäre. So umfaßt der Verenahof nicht 50, sondern 45 Hektaren; die Gemeinde Büttenhardt ist nicht Inhaberin des größten Teiles von Grund und Boden, sondern ziemlich genau der Hälfte. Auf dem Hof gedeiht nicht kein, sondern von jeher sehr viel Roggen. Kirchlich gehören die Bewohner nicht nach der badischen Gemeinde Wiechs, sondern tot und lebendig seit Jahrhunderten nach Lohn (Kanton Schaffhausen). Eigenes Wasser besitzt der Hof nicht. Ganz kraß und mit den Tatsachen im Widerspruch ist die Behauptung, die drei Schweizerfamilien, die den Hof bebauen, litten unter der politischen Rechtlosigkeit, weil sie als Schweizerbürger auf deutschem Boden weder stimmen noch wählen könnten, sie befänden sich in einer „bestimmt nicht beneidenswerten Lage". Tatsache ist, daß sie an allen wirtschaftlichen Verbänden Anteil haben, die Bundessubvention für Getreide usw. beziehen, im Schießwesen mitmachen und im übrigen, da ihnen nach beiden Seiten die Absatzmöglichkeit für ihre Erzeugnisse zollfrei offen steht, wirtschaftlich günstiger arbeiten können, als ihre Nachbarn von Büttenhardt. Diese Hinweise dürften genügen. Ob es einmal zu einer Grenzregulierung im Sinne Siebentops kommen wird, muß die Zukunft lehren. Gegenwärtig sprechen militärische Bedenken dagegen.

Ernst Steinemann.

Bücher-Eingänge.

Belforte, Francesco: La Guerra civile in Spagna. Istituto per gli Studi di Politica Internazionale, Mailand, 1938. 214 Seiten.

Brinkmann, Donald: Natur und Kunst. Rascher Verlag, Zürich, 1938. 167 Seiten, Preis Fr. 5.—.

Brunner, Emil: Die Mitte der Bibel. Abschiedspredigt. Zwingli-Verlag, Zürich, 1938. 12 Seiten, Preis 60 Rp.

Carnegie, Dale: Wie man Freunde gewinnt. Verlag Rascher & Co., Zürich, 1938. 337 Seiten, Preis Fr. 7.—.

de Châteaubriant, A.: Geballte Kraft. Ein französischer Dichter erlebt das neue Deutschland. Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1938. 182 Seiten, Preis RM. 2.80.

Christen, Kuno: Judas. Mysterienspiel. Beatus-Verlag, Interlaken, 1938. 32 Seiten.

Das Zweite Helvetische Bekenntnis. Confessio Helvetica posterior. Verfaßt von Heinrich Bullinger 1566. Herausgegeben von Dr. W. Hildebrandt und Pfr. Rudolf Zimmermann. Zwingli-Verlag, Zürich, 1938. 114 Seiten, Preis Fr. 2.75.

Die Ernte. Schweizerisches Jahrbuch 1939. Verlag Fr. Reinhardt, Basel, 1938. 197 Seiten, Preis Fr. 4.25.

Faesi, Robert: Füsilier Wipf. Erzählung aus der schweizerischen Grenzbesetzung. Verlag Huber & Co. A.-G., Frauenfeld, 1938. 160 Seiten und 16 ganzseitige Abbildungen, Preis RM. 4.—.

v. Freytagh-Loringhoven: Das Mandatsrecht in den deutschen Kolonien. Quellen und Materialien. LXIV und 845 Seiten, Preis RM. 30.—.

Frick, Wilhelm: Form und Geist in der Soldatenerziehung. Interverlag A.-G., Zürich 1, 1938. 19 Seiten, Preis 90 Rp.

Gretler, Gottfried: Seele vor Gott. Gedichte. Zwingli-Verlag, Zürich, 1938. 46 Seiten, Preis Fr. 2.—.

Guggenheim, Kurt: Riedland. Roman. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich, 1938. 202 Seiten, Preis Fr. 5.80.

Gunnarsson, Gunnar: Advent im Hochgebirge. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, 1936. 92 Seiten.

Haig-Brown, R. L.: Der göttliche Strom. Roman. Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig, 1938. 240 Seiten, Preis RM. 5.20.

Helming, Helene: Der Weinstock. Buch der jungen christlichen Familie. Verlagsbuchhandlung Herder & Co. G. m. b. H., Freiburg i. Br., 1938. 264 Seiten, Preis RM. 4.80.

(Fortsetzung auf 3. Umschlagseite.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.

Kaufen Sie Bücher antiquarisch!

Ankauf von Büchern, Magazinen, Restauflagen, etc.

Antiquariat Universitätstrasse 31

75 Telephon 4.65.10

„ZÜRICH" Unfall

Versicherungen:
Unfall, Haftpflicht
Kasko, Baugarantie
Einbruch - Diebstahl

„Zürich" Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich